

Betrachtungen über die griechische Mythologie

Autor(en): **Gide, André**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1930)**

Heft 12

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760196>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Betrachtungen über die griechische Mythologie

von *André Gide*

Deutsch von Ernst Robert Curtius

Die griechische Sage gleicht dem Krüge des Philemon, den kein Durst leert, wenn man mit Jupiter zecht (o, ich lade den Gott an meine Tafel!). Und die Milch, die mein Durst daraus schöpft, ist gewiß nicht dieselbe wie die, die Montaigne daraus trank, ich weiß es – weiß auch, daß der Durst eines Keats oder eines Goethe nicht derselbe ist wie der eines Racine oder eines Chénier. Es werden andere kommen wie Nietzsche, deren fiebernde Lippe ungestüm Neues fordern wird. Aber wer ohne Ehrfurcht vor dem Gott den Krug zerbricht unter dem Vorwand, er wolle seinen Grund sehen und sein Geheimnis lüften, der hat bald nichts mehr in der Hand als Scherben. Und meistens legen uns die Mythologen nur die Scherben des Mythos vor; seltsam geformte Überreste, auf denen man noch hier und da wie auf den Fragmenten einer etruskischen Vase eine zufällige Erscheinung sehen kann, eine Gebärde, einen tanzenden Fuß, eine Hand, die sich zum Unbekannten reckt, die heiße Jagd nach einem fliehenden Wild, ein abgelöstes Glied aus dem vollkommenen Chor der Musen, deren ununterbrochene Reihe die Vase vielleicht umwand....

Die erste Bedingung zum Verständnis des griechischen Mythos besteht darin, an ihn zu glauben. Damit will ich nicht sagen, daß es eines Glaubens bedürfte gleich jenem, den die Kirche von unserem Herzen heischt. Die Zustimmung zur griechischen Religion ist von ganz anderer Art. Seltsam, daß ein großer Dichter wie Hugo sie so wenig begriffen hat, daß er sich wie so viele andere darin gefallen hat, die göttlichen Gestalten jedes Sinnes zu entkleiden, um nur noch den Triumph gewisser Elementargewalten über sie zu bewundern, den Triumph Pans über die Olympier. Dazu gehörte nicht viel, wenn ich so sagen darf, und Hugos Alexandriner leidet weniger darunter als unsere Vernunft. «Wie hat man an so etwas glauben können?» ruft Voltaire aus. Und dennoch wendet sich jeder Mythos zuvörderst und allein an die Vernunft, und man hat nichts von diesem Mythos begriffen, wenn nicht zuerst die Vernunft ihn bejaht. Die griechische Sage ist wesentlich vernünftig, und deshalb kann man, ohne die Pietät gegen das Christen-

tum zu verletzen, sagen, daß es leichter ist, an sie zu glauben als an die Lehre des heiligen Paulus, deren Eigenheit eben darin besteht, die Vernunft zu unterwerfen, zu ersetzen, sie zu « ver dummen » und auf einen Eid zu verpflichten. Wenn Pentheus sich weigert, Bacchus anzuerkennen, so geschieht es aus Mangel an Intelligenz; während es im Gegenteil die Intelligenz eines Polyeucte ist, die sich zunächst vor seine triumphierende Vision stellt und sie erschöpft. Und ich sage nicht, daß die Intelligenz letzten Endes im christlichen Dogma nicht die höchste Genugtuung finden könnte, auch nicht, daß die Skepsis der Vernunft zuträglicher sei als der Glaube; aber dieser christliche Glaube besteht eben doch in dem Verzicht auf die Intelligenz; und wenn die Vernunft vielleicht aus diesem Verzicht um so erhabener hervortritt, so vollzieht sich das gemäß der Verheißung Christi: alles was ihr aus Liebe zu mir aufopfert, werdet ihr hundertfältig wiederfinden – und weil vielleicht umgekehrt derjenige seine Vernunft verlieren wird, der sie hier retten will.

Die heidnische Mystik hat keine Mysterien im eigentlichen Sinne, und selbst die von Eleusis waren nichts als die geflüsterte Unterweisung über einige große Naturgesetze. Es ist aber ein Irrtum, im Mythos nichts anderes sehen zu wollen als den bildhaften Ausdruck physikalischer Gesetze und in allem anderen nur das Spiel des Schicksals zu erkennen. Mit diesem schrecklichen Wort räumt man dem Zufall zuviel Macht ein. Es spukt überall da, wo man auf eine Erklärung verzichtet. Meine Behauptung ist nun die, daß je mehr man in der Sage den Anteil des Fatums einschränkt, um so bedeutsamer ihre Lehre ist. An Stelle des physikalischen Gesetzes leuchtet die psychologische Wahrheit auf, die mir viel mehr bedeutet. Was lehrt uns das Fatum, so oft wir es wieder zum Vorschein kommen lassen? Uns dem zu unterwerfen, worüber wir nicht entscheiden können. Aber die großen Seelen der sagenhaften Heroen waren eben keine unterwürfigen Seelen, und es heißt sie verkennen, wenn man sie vom Zufall geleitet glaubt. Ohne Zweifel kannten sie jenen « amor fati », den Nietzsche bewunderte, aber die Schicksalhaftigkeit, um die es sich hier handelt, ist eine rein innerliche. In ihnen selbst wohnte jenes Schicksal; sie trugen es mit sich herum; es war psychologische Schicksalhaftigkeit.

Und man hat z. B. vom Charakter des Theseus nichts verstanden, wenn man annimmt, daß der kühne Heros, « der das Lager des Totengotts entehren wird » (Racine), einfach aus Versehen dem Schiff, das ihn nach Griechenland zurückführt, das schwarze Segel gelassen hat,

jenes schicksalhafte schwarze Segel, das seinen betäubten Vater täuscht und ihn auffordert, sich ins Meer zu stürzen, wodurch Theseus in den Besitz seines Königreiches gelangt. Eine Vergeßlichkeit? Nicht doch! Er vergißt, das Segel zu ändern, wie er Ariadne auf Naxos vergißt. Wohl verstehe ich, daß die Väter das ihren Kindern nicht beibringen; aber wenn man darauf verzichten will, die Geschichte des Theseus zur Bedeutungslosigkeit eines Ammenmärchens einzuengen, so braucht man nur dem Helden seine Bewußtheit und seinen Entschluß zurückzugeben.

Jenes innere Schicksal, das ihn leitet, das ihn zu seinen Taten treibt, wie gern finde ich es wieder in den Worten:

Compagne du péril qu'il vous fallait chercher...¹⁾

Ja, ich lege den Sinn dieser Worte nach meiner Auffassung aus; ich gebe das zu. Aber man gestatte mir das! Das vollendete Kunstwerk hat die wunderbare Eigenschaft, daß es uns immer ein Mehr an Bedeutung darbietet, als der Verfasser sich einbildete. Es erlaubt ohne Unterlaß eine noch gehaltvollere Bedeutung. Glaubt man einen Augenblick, daß Hugo, als er zur Melodie von «Malborough»²⁾ seine Leichenklage schrieb, an all das gedacht hat, was Péguy in seiner *Clio* darin entdeckt? Und doch, wer wird die Behauptung wagen, daß Péguy nicht das Recht hatte, es darin zu sehen? Ich stelle mir am kretischen Hof jenen Theseus vor,

Charmant, jeune, traînant tous les cœurs après soi,¹⁾

für den die älteste Tochter des Minos in Liebe entbrennen und der sich seinerseits für die jüngere entflammen wird. Er kommt, um jenes Ungeheuer zu überwältigen, den Sohn der Königin und des Stieres. (Ich habe meine Meinung über den Minotaurus schon vorgebracht: Wenn Pasiphae auch nur Wind bekommen hat von der Liebschaft der Leda, konnte sie schließlich wohl vermuten, daß jener Stier Jupiter selbst verberge. Eine gewisse Schule der Kritik will in dem Stier nur einen gewissen Taurus, einen Gärtner oder General des Königs sehen; aber wir wollen, wenn der Leser damit einverstanden ist, diese Erklärung zu den Theorien von Sonnenmythen und Totems verweisen.)

Er, der Königssohn, kommt, um einen königlichen Bastard zu bekämpfen; er kommt abenteuerdurstig, die Muskeln noch gespannt von der Anstrengung, die Felsen emporzuheben – denn unter einem dieser Felsen, hatte ihm sein Vater angedeutet, würde er Waffen finden.

¹⁾ Racine *Phèdre*.

²⁾ «Malbrouck s'en va-t-en guerre», französisches Volkslied.

Wunderbares Training. Ein jeder dieser Helden hat seine eigenen Waffen, die keinem anderen passen: erst als er dem Philoktetes den Bogen seines Vaters Achilleus wieder abgenommen hatte, war Neoptolemos imstande, den Paris zu töten; und wir wissen, daß der Bogen des Odysseus nur von Odysseus gespannt werden konnte.

Er schifft sich ein (ich spreche jetzt wieder von Theseus) mit jener Schar von zwanzig Knaben und zwanzig Mädchen, welche Griechenland als jährlichen Tribut an Kreta zahlte, damit sie vom Minotaurus verzehrt würden, sagt das Ammenmärchen; ich freilich glaube, daß das Ungeheuer im Labyrinth sich aus ihnen ein Serail zusammenstellte. Warum? O, einfach, weil jene Fleischfresserei mir nicht als Erbteil der Pasiphae oder des väterlichen Stiers erscheint, wohl aber die Gier nach Ausschweifung. – Pasiphae, Ariadne, der Minotaurus... was für eine Familie! Und an ihrer Spitze Minos, der künftige Richter der Unterwelt! Wie Minos das Betragen seiner Frau und seiner Kinder beurteilt hat, weiß ich nicht; auch nicht, warum Minos, ehe er berufen wurde, über die Toten zu richten, Beispiele aller Verbrechen vor Augen haben mußte... Ich weiß es nicht. Aber was ich weiß, ist, daß es einen Grund haben muß. In der griechischen Sage gibt es immer einen Grund.

Und ich frage mich auch, warum von allen griechischen Helden, die bei der Eroberung Trojas kämpften, der einzige Odysseus, der unermüdliche Pilger, dessen Rückkehr bis zur Verzweiflung verschoben wurde, auch der einzige gewesen ist, der den ehelichen Frieden wiederfand. Während ihn Calypso, Circe, Nausikaa und die Sirenen zehn Jahre lang zurückhalten (ist er nicht der Sohn des Sisyphos?), erwartet ihn in Ithaka eine treue Penelope. Haben es aber die andern bloß darum so eilig mit der Rückkehr, um an ihrem verlassenen Herd nur Unordnung, Entsetzen und Ruin zu finden?

Ich weiß es nicht, aber es muß einen Grund haben. Agamemnon, Ajax, der Sohn des Oileus, Idomeneus, Diomedes, alle, wiederhole ich, haben sich in eine Gefahr gestürzt, « die sie suchen mußten » (Racine), und sind bei ihrer Rückkehr empfangen worden durch Ehebruch, Mord, Verrat, Verbannung und die grausamsten Verbrechen; und ihnen eilen sie entgegen. Während Odysseus, der als einziger unter ihnen allen seinen Herd, die Treue, die Tugend, die Geduld wiederfinden wird, durch manchen Schicksalsschlag zehn Jahre hindurch davon getrennt bleibt, und auch wie ich glaube durch seine umherschweifende Neugier, durch seinen unruhigen Genius. In Odysseus ist etwas von Sindbad; ich weiß wohl, daß er sich nach Ithaka

sehnt, aber er sehnt sich danach, weil das Unglück ihn verfolgt und sehnt sich danach in der Art des Sindbad, was diesen letzteren nicht verhinderte, gleich nach seiner Rückkehr wieder von dannen zu gehen. Es sieht so aus, als fühlte Odysseus voraus, daß ihn in seiner Heimat keine Nahrung für seine innere Unruhe erwartete und daß sein Tätigkeitsdrang dort unausgefüllt bleiben würde. War es die vorgefühlte Abwesenheit der Gefahr und die Ruhe Ithakas, die ihn seine Rückkehr so hinauschieben ließ?

Und in Theseus bewundere ich eine fast unverschämte Tollkühnheit. Kaum am Hofe des Minos angelangt, entführt er Ariadne; nichts beweist, daß er sie liebte, aber er läßt sich von ihr lieben, solange diese Liebe ihm nützen kann. Was bedeutet der Faden, den sie um seinen Arm bindet? War es nur ein Mittel, ihn zu führen? Nein; es ist zugleich eine Leine, und Theseus findet sie dann auch gleich etwas kurz; er spürt, daß man ihn etwas zu sehr zurückhält, während er sich doch mit Grauen und Entzücken in den unbekanntem Abgrund seines Geschickes vorwagt. Zweifellos liegt darin ein Operettenthema... Ach, ich möchte wissen, ob er schon an Phädra dachte, ob er beim Verlassen von Minos' Hof beide Schwestern zugleich entführte?

Es ist zweifellos möglich und vergnüglich, in dem Stall des Augias einen von Wolken bedeckten Himmel zu erkennen, den ein Sonnenherkules rein fegt. Das braucht nur griechisch zu sein, um nicht unvernünftig zu sein. Aber wie viel wichtiger ist es mir, auf folgendes z. B. zu achten:

Von allen Halbgöttern ist Herkules der einzige sittliche Held des Altertums, der einzige, der vor Beginn seiner Laufbahn einen Augenblick zwischen «dem Laster und der Tugend» schwankt; er ist der einzige perplexer Held, weshalb ihn uns die Plastik als melancholischen Heros darstellen wird. Und da erinnern wir uns denn, daß er ja wahrhaftig das einzige Kind des Jupiter ist, dessen Geburt nicht das Ergebnis eines über Anstand und Sitte triumphierenden Instinktes ist; und daß der Gott, um die tugendhafte Alkmene zu besitzen, das Äußere des Gatten wählen mußte. Wenn auch die Theorie der Erblichkeitsgesetze von jüngerer Herkunft ist als der Mythos selbst, so finde ich es um so bewundernswerter, daß der Mythos uns noch diese exemplarische Bedeutsamkeit darbieten kann....